

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4710

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4710



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 5. 5. 2024

Inhalt

Kernfrage der Bildung: Was sollen die Schüler lernen und wie lernen sie am besten?	1
3. Mai 2024, Marianne Wüthrich	1
Ich schraube, also bin ich	3
Journal 21, 28. April 2024, Carl Bossard	3
Es trifft immer die Schwächsten	5
Condorcet Bildungsperspektiven, 27. April 2024, von Alain Pichard	5
Schule ohne Selektionsdruck	6
NZZ am Sonntag, 28. April 2024, Schweiz, René Donzé	6
Leistung mit Worten zu beurteilen, ist heikel	8
NZZ, 25. April 2024, Meinung& Debatte, Eveline Geiser	8
Smartphonefreie Schulen würden jungen Menschen helfen	9
Tages-Anzeiger, 12. April 2024, Kultur, Gesellschaft & Wissen, Michèle Binswanger	9
«Handys verändern die Gehirne der Kinder»	11
NZZ, 8. April 2024, Medien, Rolf Dobelli	11
Veranstaltungshinweis	15
Mädchen und Knaben – von Natur aus anders? Was sagt die Entwicklungspädiatrie und Genderforschung dazu?	15
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 12. Juni 2024	15

Kernfrage der Bildung: Was sollen die Schüler lernen und wie lernen sie am besten?

3. Mai 2024, Marianne Wüthrich

Nach der Diskussion über die Abschaffung der Noten steht nun wieder einmal die «Schule ohne Selektionsdruck» im Raum. Wenn es nach der Idee von Schulleiterverbands-Präsident Thomas Minder und weiterer Schulleiterinnen ginge, würde erst nach dem Ende der Oberstufe, also bei den Sechzehnjährigen selektioniert werden. Dabei gehe es um die «Chancengerechtigkeit»: Jugendliche, die in die Sek B oder C eingeteilt werden, würden «für den Rest des Lebens stigmatisiert». Ähnliche Argumente kennen wir bereits in Bezug auf die Einführung von Förderklassen, aber sie laufen an den eigentlichen, den grundsätzlichen Problemen unserer Volksschule vorbei.

Mehr Gerechtigkeit ohne Selektion?

Was soll daran gerecht sein, wenn wir Kinder bis zum Schulabschluss in den Regelklassen sitzen lassen, ohne dass sie den Stand ihrer leistungsstärkeren Mitschüler erreichen können? Ist es nicht gerechter, wenn wir jedem die Chance geben, in einer Klassengemeinschaft mit etwa Gleichstarken und in intensiver Lernbeziehung mit der Klassenlehrerin voranzukommen? Wie Daniel Kachel, Vertreter der Sekundarstufe im Lehrerverband, richtig feststellt, wird «mit einer Verschiebung der Selektion das System nicht gerechter». Denn nicht der Buchstabe auf dem Sek-Zeugnis mache es



aus, ob jemand eine Lehrstelle findet. Wichtiger sei es, dass die Sekundarschule «die Jugendlichen bestmöglich auf den Beruf oder das Gymnasium vorbereitet».

Das bringt uns zum Kern der Sache. Denn die Diskussionen über Noten, Selektion oder die erwünschte Maturaquote lenken vom Wesentlichen ab, nämlich: Welche Aufgabe hat die Volksschule? Was sollen die Schüler lernen und wie lernen sie am besten? Die damit eng verbundene Frage, welche Ausbildung Lehrerinnen und Heilpädagogen benötigen, damit sie den ihnen anvertrauten Kindern die bestmögliche Bildung mitgeben können, würde den Rahmen des heutigen Newsletters sprengen, wird aber sicher ein andermal Thema sein. Als mahnenden Einstieg dazu empfehlen wir die Geschichte von Alain Pichard («Es trifft immer die Schwächsten»).

In neun Schuljahren wäre es möglich, lesen und schreiben zu lernen

Die meisten Schulreformen der letzten Jahrzehnte haben nichts zu einer guten Bildung unserer Jugend beigetragen, im Gegenteil. Wie Kritiker schon lange vor der Einführung des Lehrplan 21 eindringlich gewarnt haben, tragen dessen zerstückelte Lerninhalte und oft ideologisch einseitigen Lernziele zu einer Verschlechterung der Schulbildung bei. Mit der weitgehenden Abschaffung eines gut strukturierten Klassenunterrichts werden die Kinder dem selbstorganisierten Lernen SOL, mit einem Lehrer oder einer Hilfskraft als Coach, und damit der Vereinzelung überlassen. Die leistungsstärkeren und zu Hause geförderten Schüler «überstehen» eine solche Schule zum Teil, viele andere aber nicht.

20 bis 25 Prozent unserer Jugendlichen verlassen die Volksschule ohne die nötigen schulischen Grundlagen für ihr Leben – eine nicht zu verantwortende Katastrophe für ganze Generationen. Insbesondere haben viele in 9 Schuljahren nicht gelernt, einen einfachen Text zu verstehen, einen zusammenhängenden und sinnvoll strukturierten Text zu schreiben und Zusammenhänge in Sachtexten oder literarischen Texten zu erkennen. Damit sind sie für eine Berufslehre oder für das Gymnasium nicht oder nur mit viel Nachhilfe geeignet. Das grösste Hemmnis für das Vorankommen vieler Kinder ist nicht die Note, die unter dem Blatt oder der Datei steht, sondern das Fehlen sinnvoller Korrekturen der Lehrerin und ihrer unverzichtbaren steten und ermutigenden Anleitung zum Lernen.

Ein Beispiel: Mein früheres Nachbarskind aus einer fremdsprachigen Familie, eine Schülerin der 2. Sek B in Zürich, der ich beim Lernen behilflich war, zeigte mir ihren zweiseitigen Aufschrieb, in dem sie von ihren Ferien erzählte: Inhaltlich ohne logische Zusammenhänge und Aufbau, sprachlich äusserst mangelhaft (kaum ein richtig formulierter Satz, karge und oft fehlerhafte Wortwahl, von Grammatik und Rechtschreibung ganz zu schweigen). Einziges «Feedback» der Lehrerin war ein «Sehr gut» am Ende des Textes. Auf meine Bemerkung, die Fehler habe die Lehrerin aber nicht angestrichen, fragte mich die Jugendliche erstaunt: «Hat es denn Fehler?» Wie sollte sie, in deren Familie nicht Deutsch gesprochen wurde, auf diese Weise ihre Sprachkenntnisse verbessern?

Das ist ein Mangel an Chancengleichheit, ein Mangel, der viel schwerer wiegt als eine ungenügende Note oder die Einteilung in die Sek B. Individualisierte Rückmeldungen statt Noten, wie sie Eveline Geiser in ihrem Kommentar («Leistung mit Worten zu beurteilen, ist heikel») thematisiert, lösen das Problem nicht. Was meinem Nachbarskind zu mehr Freude am Lernen und zu besserem Schulerfolg verhalf, waren die regelmässigen Lese- und Schreibstunden, die wir miteinander verbrachten. Mir machte es auch Freude, aber eigentlich wäre das die Aufgabe der Volksschule.

Mehr Hand-Werk, weniger Smartphones

In unserer Textsammlung werden verschiedene zwar altbekannte, aber bisher weitgehend ignorierte Verbesserungsvorschläge für eine förderliche Schulbildung genannt. Schrauben statt über den Bildschirm wischen empfiehlt das Symposium «Perspektive Handwerk», das Carl Bossard zu seinen Überlegungen über den «engen Zusammenhang zwischen Denken und Tun» inspiriert hat. Der Zugang zu den realen Welten darf durch die digitalen Geräte nicht verhindert werden, so Bossard im Einklang mit Lernpsychologen und Handwerkern, denn «an diese realen Welten knüpft das



Handwerk an». Wie wahr! Mancher Berufsausbildner muss schon seit Jahren seinen neuen Lehrlingen zuerst zeigen, wie man einen Hammer und einen Nagel hält. Die Grundlagen für das «Greifen und Begreifen» müssen im Kindergarten gelegt und in der Volksschule erweitert werden. Mit vielfältigem manuellem Tun, mit dem Einblick in die musischen Fächer und mit Naturbeobachtungen kann auch die Freude am Kreativen und an den vielen interessanten Dingen dieser Welt entstehen. Da ist kaum Platz für die digitale Scheinwelt. Elektronische Geräte sollten in erster Linie als sinnvolle Hilfsmittel eingesetzt werden, aber nicht in der Primarschule und schon gar nicht im Kindergarten.

Klare Forderungen stellt der Sozialpsychologe Jonathan Haidt in seinem NZZ-Interview, mit ergänzender Buchrezension im Tages-Anzeiger, beides sehr lesenswert. Er ruft zur Handy-Abstinenz als Mittel gegen die massiven psychischen und physischen Schäden sowie die soziale Vereinzelung der Kinder und Jugendlichen auf. Haidt plädiert für Handy-freie Schulen und empfiehlt auch zuhause möglichst wenig Handykonsum. Damit wäre tatsächlich schon viel getan. Dem Sozialpsychologen ist klar: «Das Problem kann nicht individuell gelöst werden, sondern erfordert einen gemeinschaftlichen Konsens und eine gemeinschaftliche Anstrengung.»

Nun wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre.

Marianne Wüthrich

Ich schraube, also bin ich

Journal 21, 28. April 2024, Carl Bossard

Wir lebten in einer handvergessenen Zeit, heisst es. Das Manuelle wird vom Digitalen bedrängt, gar verdrängt. Wie wichtig das Hand-Werkliche ist, zeigte kürzlich ein Symposium an der Cultura Suisse in Bern. Ein paar Gedanken als Postskriptum.

Denken ist ein Abkömmling des Tuns. Dieser Gedanke zählte zu den wichtigen Grundsätzen des Berner Hochschullehrers und Didaktikers Hans Aebli (1923–1990), des wohl bedeutendsten Schülers des Kognitionspsychologen Jean Piaget. Der Zusammenhang von Denken und handwerklichem Tun kam mir in den Sinn, als ich vor Kurzem die Cultura Suisse in Bern und das Symposium zur Perspektive des Handwerks besuchte. Eine Werkgemeinschaft engagierter Kleinunternehmer will mit dem Projekt «Dorf des Handwerks» nachhaltige Impulse an künftige Generationen von Handwerkern vermitteln. Das Symposium bildete die Plattform.

Die Hände: der äussere Verstand

Die Informationsgrafik mit den beiden Händen erinnert an das weltberühmte Gemälde «Die Erschaffung Adams». Es ist das zentrale Werk des Deckenfreskos von Michelangelo Buonarroti (1475–1564) in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan. Bekannt geworden ist es als Genesis-Fresko. Wer dieses Bild betrachtet, spürt vielleicht den Zusammenhang von «mens» als dem Verstand, dem Geist und «manus», der Hand. Es ist das Wechselspiel von Kognition und Haptik, die Interdependenz von Sinn und Sinnen. Davon haben Dichter und Philosophen immer eine Ahnung gehabt – und pädagogische Denker auch. Aristoteles hat von den Händen als dem äusseren Verstand gesprochen. Der Frühromantiker Friedrich Schlegel sah in den Händen gar «die Fühlhörner des Verstandes».





Die moderne Evolutionstheorie bestätigt diesen engen Zusammenhang zwischen Denken und Tun. Nicht umsonst heisst es beim Kindergartengründer Friedrich Fröbel: «Vom Greifen zum Begreifen». Die Verstandeseinsicht geht eben zuerst durch die Hände. Dem Denken wohnt eine affektive, körperliche Dimension inne. Viele Denksuren und Denkbilder haben ihre tiefen Wurzeln im Körperlichen.

Genesis, dieses altgriechische Wort, steht für Er-Schaffung, Schöpfung, Kreation. Nicht umsonst sprechen gute Pädagogen von den genetischen Prozessen des Lernens: Da entsteht etwas. Das sah man auch in der Schmiedewerkstatt der Ausstellung Cultura Suisse. Wer den Handwerkern bei ihrem kreativen Tun zuschaute, ihr Werken und Wirken betrachtete, dem kam vielleicht Goethes Schauspiel «Faust» in den Sinn. Faust fährt ja im zweiten Teil der Tragödie mit allen Händen in die Welt hinein.

An dieses Hand-Werkliche und das Bedeutsame des kreativen Tätigseins wollte das Symposium erinnern – und daran, dass das digitale Zeitalter eine Epoche der Handvergessenheit ist. Die Hand büsst an Ansehen ein. Computermouse und Touchscreen bestimmen immer mehr, wie wir auf die Wirklichkeit zugreifen. Eine Art Secondhand-Leben, in der die Hand vom Finger zurückgedrängt wird, vom Digitalen. Digitus ist lateinisch und bedeutet Finger.

Sucht und Isolation

Unser Leben verliert das, was das Erlebnis von Gegenwärtigkeit ausmacht: Körperlichkeit und physische Präsenz. An ihre Stelle tritt eine vermittelte Weltwahrnehmung. Touchscreens und Monitore haben sich zwischen die Welt und uns geschoben. Wir sind fast immer online – nicht nur die Jugendlichen – und fühlen uns laufend aufgefordert, irgendwie auf die Welt zu reagieren, auch wenn das, was wir als Welt bezeichnen, mehr und mehr aus Daten und elektronischen Signalen besteht. Eine virtuelle Welt, eine Parallelwelt. Viele von uns sind Tipperinnen und Wischer geworden. Die Hand verliert das Bedeutsame früherer Tage.

Die Realität zeigt es: Das Spielen mit dem Smartphone nimmt mittlerweile den ersten Platz unter den Aktivitäten der 6- bis 13-jährigen Kinder ein. Viele Jugendliche verbringen zwischen vier bis acht Stunden täglich im Netz. Manche sehen ihre Freundinnen und Kollegen mehr online als real. Das hat Folgen. Dazu zählen beispielsweise die Internetsucht und eine vermehrte soziale Isolation, die Abnahme von Kreativität und Empathie fürs Gegenüber sowie der Fähigkeit, geduldig auf etwas zu warten und auszuharren. Viele Kinder können kaum mehr vertieft spielen, diagnostizieren Sozialpsychologen. Die Aufmerksamkeitsspanne werde spürbar kleiner, die Unselbständigkeit nehme zu.

«Erst in der Werkstatt habe ich das Denken gelernt»

Die digitalen Zauberinstrumente eröffnen ungeahnte kognitive Möglichkeiten, doch sie müssen an die Hände rückgekoppelt werden, sie müssen den Zugang zu realen Welten gewähren. So sagen Hirnforscher, so fordern es Lernpsychologen. An diese realen Welten knüpft das Handwerk an. Und zwar ganz konkret. Das Symposium «Perspektive Handwerk» machte es deutlich. Es war ein Plädoyer für die Kunst des Haptischen, des Handwerklichen.

Auf dem Heimweg dachte ich über das Glück nach, etwas mit den eigenen Händen zu schaffen. So lautet der Untertitel einer anregenden Lektüre mit René Descartes' Anklang: «Ich schraube, also bin ich.» Vor Jahren hatte ich dieses geistreiche Buch gelesen. Verfasser ist der promovierte Philosoph und gelernte Motorradmechaniker Matthew B. Crawford. Sein Fazit: «Erst in der Werkstatt habe ich das Denken gelernt.» Oder etwas nüchterner formuliert: Das Denken ist ein Abkömmling des Tuns. Auch das hat das Symposium «Perspektive Handwerk» in Erinnerung gerufen.



Es trifft immer die Schwächsten

Condorcet Bildungsperspektiven, 27. April 2024, von Alain Pichard

Condorcet-Autor Alain Pichard über eine aufschlussreiche Begegnung mit einem ehemaligen Schüler.

Gestern kehrte ich in meinem Bieler Lieblingslokal ein, um dort einen Kaffee zu trinken und einige Geschäfte zu besprechen. Am Tresen entdeckte ich Matthias G.* einen Ex-Schüler, der bereits seit zwei Jahren in diesem Betrieb arbeitet. Mathias war vor rund 12 Jahren einer meiner «schwierigen» Schüler. Intelligent, aber frech, robust und stinkfaul. Zu mir in die Klasse kam er nach einem befristeten Timeout, weil er sich mit dem vorherigen Klassenlehrer nicht verstand. Auch bei mir knallte es ab und zu, aber er erwies sich als führbar. Wir suchten für ihn eine Lehrstelle als Motorradmechaniker, sein Traumberuf. In der Schnupperlehre brillierte der schulumüde Rabauke und das Geschäft offerierte ihm sofort einen Lehrvertrag. Er konnte sich sogar – wenn es in der Schule nicht ging – kurzfristig abmelden, und an den Motorrädern herumwerkeln. Die Lehre freilich brach er – bedingt auch durch den tragischen Tod seiner Mutter – nach anderthalb Jahren wieder ab. Mit grossem Einsatz durch den Vater und den Behörden konnte er seine Lehre in einem anderen 2-Radgeschäft abschliessen.

Es folgten Wanderjahre durch das juvenile Leben eines Mitglieds der Generation Z. Vor zwei Jahren traf ich Matthias hinter der Bar des besagten Lokals wieder. Er sah blendend aus, wirkte aufgestellt und freundlich und erwies sich als ein richtiger Chranpfer. «Die Arbeit macht mir richtig Spass. Der alternative Groove der Beiz, die vielen jungen Leute, die Gespräche, ich merkte, ich brauche das,», erklärte er mir nach seinem Arbeitseinsatz bei einem Bier. Bald einmal übernahm er auch Verantwortung für eine Schicht und war laut den Besitzern des Restaurants eine unverzichtbare Arbeitskraft. Seinen Schilderungen ergaben das Bild eines für solche Jungs nicht seltenen Reifeprozesses und eine nicht für möglich gehaltene Wandlung zu einem bodenständigen Erwachsenen.

In letzter Zeit aber habe ich Matthias nicht mehr hinter dem Tresen gesehen, bis eben gestern. Ich ging erfreut zu ihm und meinte, es sei schön, ihn mal wieder hier zu erleben. Er antwortete, dass er mich eh mal sprechen müsse. Er hätte jetzt noch einen anderen Job. Er sei jetzt Lehrer an einem Oberstufenzentrum. Auf meinen verdutzten Blick lächelte er: «Es ist keine richtige Klasse, sondern eine Förderklasse, 7. bis 9.!» Etwas naiv fragte ich ihn, ob er denn eine Zusatzausbildung gemacht hätte. Er verneinte, aber – so fügte er hinzu – das werde er sicher nachholen. Die Arbeit mache ihm nämlich Spass. «Gell», meinte er augenzwinkernd, «das hättest du nicht gedacht!» Ich schluckte meine aufkommende Empörung runter, weil ich Matthias sehr mochte und fragte ihn weiter, wie es denn so ginge. Er meinte, dass es am Anfang etwas chaotisch gewesen sei, aber es jetzt gut ginge. Vielleicht, könne ich ihm ja noch ein paar Tipps geben.

Zuzufügen ist noch, dass diese Förderklasse in Biel eigentlich eine Kleinklasse ist. 12 Schüler, allesamt mit einem spezifischen Förderbedarf und fast ausschliesslich mit Migrationshintergrund. Sie seien brav, die Eltern auch.

Reklamationen sind wohl keine zu erwarten. Heilpädagoginnen sind rar gesät, und diejenigen Pädagogen, die eine solche Klasse führen und wirklich fördern könnten, haben sich längstens in gut alimentierte Bürojobs verzogen, wo sie an neuen Inklusionsmodellen, an einer notenfreie Schulstube oder an der Abschaffung der Hausaufgaben arbeiten.



Schule ohne Selektionsdruck

NZZ am Sonntag, 28. April 2024, Schweiz, René Donzé

Eine Mehrheit der Schulleitungen will die Oberstufe vereinheitlichen. Das kommt nicht bei allen Lehrern gut an.

Der Druck steigt spätestens in der fünften Klasse. Es geht um einen Entscheid, der wesentlich ist für die Zukunft der Schülerinnen und Schüler: In welche Sekundarstufe schafft es das Kind? Reicht es fürs Gymnasium? Das löst Stress aus, bei Eltern, Kindern, Lehrern. Ein Stress, der im puren Gegensatz steht zum allgemeinen Trend in der Volksschule, den Leistungs- und Notendruck abzubauen.

Die Schweizer Schulleiter wollen das ändern und preschen mit einem radikalen Vorschlag vor. «Die Selektion in der sechsten Klasse muss abgeschafft werden», sagt der Präsident des Verbands Schulleiterinnen und Schulleiter Schweiz (VSLCH) Thomas Minder. Ihm wäre es am liebsten, wenn alle Kinder vom Kindergarten bis zum Ende der Oberstufe zusammenblieben, also von etwa 4 bis 16 Jahren. Erst danach würde die Zuteilung auf ein Gymnasium oder in eine Berufslehre erfolgen.

Damit steht Minder nicht alleine da. Eine Mehrheit von 55 Prozent der Schulleitungen teilt diese Meinung, wie eine neue Befragung zeigt, die der VSLCH bei seinen Mitgliedern durchgeführt hat. Sie finden, dass die Einstufung aus entwicklungspsychologischer Sicht zu früh stattfindet. Sogar 68 Prozent sind dafür, dass auf der Primarstufe Zeugnisnoten abgeschafft werden sollten, in Bezug auf die Sekundarstufe finden das noch 47 Prozent.

Für den sogenannten Schulleitungsmonitor wurden gut 2200 Schulleitungen in der Deutschschweiz befragt, knapp die Hälfte von ihnen hat daran teilgenommen. Die Verbandsspitze sieht sich durch die Umfrage bestätigt: «Wir kämpfen offenbar nicht gegen interne Widerstände an», sagt Jörg Berger, ein Mitglied des Vorstands.

Mehr Chancengleichheit

Im Vordergrund steht für Berger die Frage der Chancengerechtigkeit. «Diese ist im heutigen System nicht gegeben.» Sei ein Schüler einmal in ein tieferes Sekundar-Niveau eingeteilt, werde er für den Rest des Lebens stigmatisiert. Zwar haben die meisten Kantone gegliederte und durchlässige Modelle in der Sekundarschule eingeführt, doch: «Diese Durchlässigkeit ist eine Farce.» Sie funktioniere höchstens noch im ersten halben Jahr, danach sei der Zug abgefahren. Und: Wer einmal als Sek-C- oder Real-Schüler abgestempelt sei, verliere nicht nur Perspektiven, sondern auch die Motivation. «Das zeigt auch die Forschung.»

Besonders verheerend sei das, weil die Einstufung keine exakte Wissenschaft sei. Zwar findet die Mehrheit der Schulleiter in der Umfrage, dass die Einstufungen fair und korrekt vorgenommen würden. Dennoch zeigen Untersuchungen, dass sich die Leistungen von Schülerinnen und Schülern der verschiedenen Stufen überlappen. Das heisst: Die besten Schüler der untersten Stufen sind in einem Fach wie etwa Mathematik besser als die schlechtesten in der obersten Stufe, besser sogar als schlechte Gymnasiasten.

Am liebsten würde der Schulleiterverband daher nicht nur die unterschiedlichen Niveaus in der Sekundarschule aufheben, sondern auch die Langzeitgymnasien auflösen, die es in einigen Kantonen gibt. «Man muss das Langzeit-Gymi ja nicht gleich zuerst in Zürich abschaffen», sagt Berger. «Aber vielleicht findet sich ein kleinerer Kanton, der das wagen will.»

Der Vorstand des Verbands hat das Thema gesetzt und inzwischen mit den 21 Präsidien der Kantonalverbände diskutiert. «Diese stehen geschlossen dahinter», sagt Berger. Nun gehe es darum, weiter an der Basis zu arbeiten. Der Verbandspräsident Thomas Minder betont: «Dabei geht es uns nicht um Weichspülpädagogik.» Vielmehr sollen sich die Schülerinnen und Schüler mit positiver Leistungsbereitschaft auf den Lernerfolg konzentrieren können.

Der Aktivismus der Schulleiter kommt nicht bei allen Lehrern gut an. Vor allem in den oberen Schulstufen ist der Widerstand gegen solche Umbaupläne gross. «Es mutet komisch an, dass die Schulleitungen nun bei diesem Thema Druck aufbauen», sagt der Sekundarlehrer Daniel Kachel,



der im Zürcher Lehrerverband die Sekundarstufe vertritt. «Sie sind schliesslich nicht diejenigen, die an der Front arbeiten.» Die Selektion ermögliche es den Lehrerinnen und Lehrern, in der Oberstufe besser auf die Bedürfnisse der Schüler einzugehen.

«Mit einer Verschiebung der Selektion wird das System nicht gerechter», sagt Kachel. «Man geht damit einfach einer Diskussion aus dem Weg, die dann später geführt werden muss.» Die Aufgabe der Sekundarschule sei es, die Jugendlichen bestmöglich auf den Beruf oder das Gymnasium vorzubereiten, sagt Kachel. «Die Schülerinnen und Schüler haben nicht einfach einen besseren Zugang zu den Lehrstellen, bloss weil ein anderer Buchstabe auf ihrem Sek-Zeugnis steht.»

Protest der Gymnasien

Kritik an den Ideen der Schulleiter kommt auch aus den Gymnasien: «Das Langzeitgymnasium kann dafür sorgen, dass die guten Schülerinnen und Schüler schneller ans Ziel kommen», sagt Lucius Hartmann, Präsident des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrerinnen und Gymnasiallehrer. Dabei gehe es auch um Chancengerechtigkeit zwischen den Geschlechtern; von der frühen Selektion profitierten vor allem die Buben, die so den Sprung ans Gymi noch vor der schwierigen Phase der Pubertät schaffen könnten. «Das führt dazu, dass mehr Buben ans Gymi kommen.»

Es sind nicht zufällig vor allem die Lehrer der oberen Schulstufen, die sich gegen solche Umbauideen wehren, während die Idee an den Primarschulen positiver aufgenommen wird. Auch bei den Schulleitungen wollen die Oberstufen eher am bisherigen System festhalten, wie der Studienleiter Pierre Tulowitzki von der Pädagogischen Hochschule FHNW erklärt. Das erstaunt wenig: Die Primarschulen würden mit einem Verzicht auf Selektion von Prüfungsstress und Elterndruck entlastet. Die Oberstufe hingegen hätte heterogenere Klassen – von kognitiv eingeschränkten bis zu hochbegabten Jugendlichen.

Es ist diese Perspektive, die vielen Sekundarlehrern – aber offenbar auch einigen Schulleitern – nicht geheuer ist. Auf der Primarstufe hat man mit der integrativen Schule und der zunehmenden Heterogenität der Klassen zunehmend Probleme. «Man weiss inzwischen, was Heterogenität bedeutet und wo ihre Grenzen sind», sagt Dagmar Rösler, Präsidentin des Dachverbandes Lehrerinnen und Lehrer Schweiz.

Selektion und Noten abschaffen?

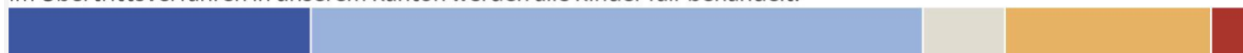
Wie Schulleitungen zu folgenden Aussagen stehen

■ stimme voll zu ■ stimme eher zu ■ weiss nicht ■ stimme eher nicht zu ■ stimme gar nicht zu

Auf die Selektion am Ende der 6. Klasse sollte verzichtet werden.



Im Übertrittsverfahren in unserem Kanton werden alle Kinder fair behandelt.



In der Primarschule sollten Zeugnisnoten abgeschafft werden.



In der Sekundarschule sollten Zeugnisnoten abgeschafft werden.



Quelle: Schulleitungsmonitor Schweiz

Dennoch setzt der Lehrerverband das Thema ebenfalls auf seine Agenda. «Wir stellen uns gerne dieser Diskussion. Es gibt sicher Verbesserungspotenzial», sagt Rösler. Doch statt nun vorschnell eine Meinung abzugeben, will der Verband die Meinung bei der Basis und bei den Mitgliederorganisationen abholen. Man werde verbandsintern eine Umfrage durchführen und bis im Herbst eine



Position zum Thema erarbeiten. «Diese wird sicher nicht einfach schwarz-weiss ausfallen, sondern differenziert», sagt die oberste Lehrerin der Schweiz.

Rösler erinnert auch daran, dass in verschiedenen Kantonen bereits Sekundarschulen mit Gesamtklassen und Niveaufächern oder andere weniger stark selektionierende Modelle eingeführt worden sind. Die Entwicklung geschieht schleichend.

Mit ihrer Umfrage haben die Schulleiter die Diskussion zwar befeuert – an einigen Orten aber auch Widerstände ausgelöst.

Leistung mit Worten zu beurteilen, ist heikel

NZZ, 25. April 2024, Meinung& Debatte, Eveline Geiser

Abschaffung der Schulnoten

Die Stadt Luzern wird die Noten zur Leistungsbeurteilung in allen Primarschulen abschaffen. Wie immer, wenn es um Schule geht, erregt das die Gemüter: Die einen sehen in der Abschaffung der Schulnoten eine zeitgeistige Kuschelpädagogik, die anderen die Erlösung von Leistungsdruck und Schulängsten. Doch beide Seiten liegen falsch. Erstere, weil eine Schule ohne Noten nicht auf Leistungsbeurteilung verzichtet. Es geht in der Diskussion nur um deren Ausgestaltung. Letztere könnten in der Praxis der Volksschule scheitern.

Die Kritiker der Schulnoten fordern individualisierte Rückmeldungen, die nachweislich den Lernprozess besser unterstützen: eine Beurteilung mithilfe von Worten statt Zahlen also. Doch im Schulalltag könnte dieses Ideal an der mangelnden Zeit und manchmal auch am mangelnden Fachwissen der Lehrperson scheitern. Und dann schadet die Rückmeldung in Worten der Motivation der Schüler möglicherweise mehr, als es eine schnöde Note getan hätte.

Gute Argumente sprechen gegen die Noten: Sie bilden den individuellen Lernfortschritt nicht ab. Vor allem aber verliert der Schüler mit Blick auf die Noten die eigentlichen Lernziele aus den Augen. Das geschieht nicht sofort. In den ersten Schuljahren ist die Motivation, zu lernen und auszuprobieren, noch ungetrübt. Doch sprechen Eltern und Lehrpersonen nur noch von Noten, so beginnen Kinder, ungewöhnliche und kreative Herangehensweisen an Probleme und anspruchsvolle Themen zu meiden. Soll am Ende eine Note stehen, so gehen sie lieber auf Nummer sicher.

In der Praxis sieht das dann so aus: Schüler A ist von der Anzahl Fehler in seinem Text zum Thema «Meine Ferien» derart überfordert, dass er sich lieber auf Fächer konzentriert, in denen er gut ist. Schüler B hingegen ruht sich schon jahrelang auf der guten Note in seinen Aufsätzen aus. Er ignoriert, dass er die Kommaeregeln immer noch nicht beherrscht, und vermeidet lieber komplexe Sätze. Die Leistung reicht ja aus.

Den Blick wieder für den individuellen Lernprozess frei zu machen, dabei hilft aus pädagogischer Sicht das individuelle Feedback. Im Idealfall erkennt der Lehrer, wo der Schüler Schwierigkeiten hat, und erklärt ihm, wie er diese lösen kann. Immer wird das auch dem besten Lehrer nicht gelingen. Denn in einer Volksschule ist individuelle Förderung nur begrenzt möglich.

Als Aussenstehende und Eltern können wir allenfalls, was es bedeutet, 25 neugierigen, nach Anerkennung lechzenden Neunjährigen ein individuelles Feedback zu ihrem Text mit dem Titel «Meine Ferien» zu geben. Dass der eine oder andere Lehrer wenig differenziert vorgeht und pauschale Standardsätze verwendet, ist zumindest denkbar. Doch gerade hier wäre die Note vielleicht die bessere Lösung.

Denn die Note hat einen Vorteil: Sie ist abstrakt, und Primarschüler identifizieren sich weniger damit. Die Fallstricke beim Feedback mit Worten sind nicht abzuschätzen. Aussagen wie «Deine



Sätze sind unlogisch» oder «Du rechnest zu langsam» können für einige Schüler schnell zur Tatsache werden, die sie nicht mehr zu ändern suchen. Kurz, Worte können die Psyche der Kinder mehr verletzen, als es Noten je tun könnten.

Guten Lehrern gelingt die pädagogische Kunst des individuellen Feedbacks zumindest punktuell – unabhängig davon, ob sie Noten setzen oder nicht. Ob die schlechteren Lehrer durch das Abschaffen der Noten hingegen besser werden, ist fraglich. Gerade suchen Volksschulen landauf, landab händeringend nach Lehrpersonen. Um eine lernförderliche Feedback-Kultur in den Primarschulen zu gewährleisten, sollten wir vor allem überlegen, woher in Zukunft gut ausgebildete Pädagogen kommen sollen.

Smartphonefreie Schulen würden jungen Menschen helfen

Tages-Anzeiger, 12. April 2024, Kultur, Gesellschaft & Wissen, Michèle Binswanger

Tipps für die «Generation Angst» • Der Sozialpsychologe Jonathan Haidt zieht in seinem neuen Buch eine direkte Linie zwischen der deprimierten Generation Z und ihrer Smartphone-Nutzung - und er zeigt Lösungen auf.

Das grösste Experiment, das je an der Menschheit vorgenommen wurde. So nennt der Sozialpsychologe Jonathan Haidt die digitale Entwicklung der letzten 20 Jahre. Wir alle haben miterlebt, wie Breitband-Internet, Smartphones und soziale Medien unser tägliches Leben fundamental verändert haben.

Dabei waren wir aber alle schon erwachsen - mit Ausnahme der Generation Z, also der nach 1995 Geborenen. Das war die erste Generation, die ihre Pubertät mit dem Smartphone in der Tasche durchlebte.

Diese aufregende, suchterzeugende und instabile Welt, sagt Haidt in seinem neuen Buch «Generation Angst», sei für Kinder und Heranwachsende gänzlich ungeeignet. Und sie sei der Hauptgrund, warum die Generation Z so depressiv, selbstverletzend und suizidal sei wie keine vor ihr. Haidt analysiert in seinem Buch, warum das so ist. Und er gibt auch eine ganze Reihe von Lösungsansätzen vor.

Die grosse Neuverdrahtung

«Die Vertreter der Generation Z sind Versuchskaninchen für eine radikal neue Form des Heranwachsens, die weit entfernt ist von den Interaktionen kleiner Gruppen in der wirklichen Welt, in der sich Menschen im Lauf ihrer Evolution entwickelten», schreibt Haidt. Sobald Bildschirme in das Leben von Kindern treten, üben sie eine magische Anziehungskraft aus.

Das führte in den letzten Jahren zu fatalen Veränderungen: Die Generation Z schläft weniger, kann sich weniger gut konzentrieren und vernachlässigt ihre Freundschaften in der echten Welt. Sie sind, wie Haidt schreibt, «für immer anderswo».

Neben der technologischen Entwicklung diagnostiziert er einen zweiten fatalen Trend, der zum schlechten psychischen Zustand der Generation Z beigetragen habe: den zunehmenden «Sicherheitskult» in der Erziehung. Mehr denn je überwachen Erwachsene ihre Kinder auf Schritt und Tritt und machen überall Vorschriften, auch beim Spielen. Damit aber sabotierten die Erwachsenen weitere wichtige Entwicklungsschritte, die sich evolutionär ausgebildet haben und bei allen Säugetieren wesentlich sind, besonders aber beim sozialen Tier Mensch: Kinder müssen spielen und sich ausprobieren können.



Sie brauchen einen sicheren Hafen, aber sie müssen sich auch davon entfernen können, um Erfahrungen zu machen und zu lernen. Haidt nennt diese beiden parallelen Entwicklungen «die grosse Neuverdrahtung der Kindheit». Das grosse Menschheitsexperiment.

Der Gender-Gap

Insbesondere für Mädchen scheinen sich die Bedingungen mit dem Aufkommen der sozialen Medien katastrophal verschlechtert zu haben. Denn diese zapfen gezielt psychologische Voraussetzungen an, die bei Mädchen stärker gegeben sind. Mädchen nutzen visuell orientierte Plattformen, auf denen man sich mit anderen vergleicht, auch deutlich intensiver als Jungen. Nicht zuletzt erleichtert das Internet Männern, sich Frauen und Mädchen zu nähern und ihnen nachzustellen.

Die grosse «Neuverdrahtung» trifft allerdings auch die Buben, bei denen ebenfalls ein Anstieg von psychischen Problemen zu beobachten ist, wenn auch leicht anders gelagert. Sie tendieren eher zum Videogamen und zur Internet-Pornografie, was auf ihre psychische Gesundheit aber einen ähnlichen Effekt hat. Nämlich Gefühle von Isolation und Einsamkeit.

Es ist nicht der Klimawandel

Oft hört man heute, die Depression der Jugend sei den Kriegen, dem Klimawandel und anderen Bedrohungen geschuldet. Das trifft laut Haidt nur bedingt zu. «Menschen bekommen keine Depressionen, wenn sie sich kollektiv Gefahren stellen müssen. Sie werden depressiv, wenn sie sich isoliert, einsam oder nutzlos fühlen.»

Zwar helfe es, wenn man sich kollektiv engagiere, wie etwa gegen den Klimawandel. Allerdings hätten jüngere Studien über Aktivisten, auch solche, die sich fürs Klima engagierten, auch hier Einschränkungen ergeben. Wer heutzutage politisch aktiv sei, habe in der Regel eine schlechtere psychische Gesundheit als seine nicht aktiven Kollegen. Was damit zu tun habe, dass moderner Aktivismus vor allem in den sozialen Medien stattfinde. Jonathan Haidt rät deshalb dazu, Jugendliche in der echten Welt Verantwortung übernehmen zu lassen.

Das Problem muss kollektiv gelöst werden

Die gute Nachricht ist: Es gibt ein Mittel gegen die durch soziale Medien ausgelösten Störungen. Nämlich Abstinenz. Was leichter gesagt als getan ist. Haidt führt viele Beispiele von Eltern an, die versucht haben, ihre Kinder von Videospielen und sozialen Medien fernzuhalten. Oft mit nur geringem Erfolg. Entweder finden die Kinder nämlich einen Weg, sich ihre Droge trotzdem zu beschaffen. Oder der dauernde Kampf um Einschränkungen vergiftet das Familienklima.

Das Problem kann nicht individuell gelöst werden, sondern erfordert einen gemeinschaftlichen Konsens und eine gemeinschaftliche Anstrengung. Es braucht die kollektive Einsicht, wie schädlich Smartphones und soziale Medien für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen sind. Und dann braucht es Gesetze und Regeln.

Kinder brauchen Risiken

Bis in die Achtzigerjahre liess man Kinder ab circa sechs Jahren alleine in die Schule gehen. Heute werden den Kindern autonome Erfahrungen erst viel später erlaubt. Dieser Sicherheitskult, kombiniert mit den andauernden Verlockungen der Smartphones, hält Kinder von grundlegenden Entwicklungsschritten ab.

Kinder brauchen nicht nur Zeit zum gemeinsamen Spielen, um sich gesund zu entwickeln. Sie profitieren auch von riskanten körperlichen Unternehmungen, wo sie Widerstandskräfte gegen echte Risiken und Gefahren entwickeln.

Soziale Medien erst ab 16

Gesellschaften hatten immer schon spezielle Initiationsriten für Jugendliche, um sie in die Gemeinschaft der Erwachsenen überzuleiten, etwa Konfirmation, Firmung, Bar-Mizwa oder Ähnliches. Heute wird dieser Übergang von der Sturzflut der Informationen aus dem Handy zugeschüttet. Dort



machten Kinder und Jugendliche Erfahrungen, die nicht für sie gedacht seien, die sie nicht verarbeiten könnten und die ihre Intelligenz minderten, schreibt Haidt.

Heute liegt die Internet- Volljährigkeit bei 13 Jahren, dann darf man sich Social-Media-Profile anlegen und wird von den Techfirmen bezüglich des Sammelns von Daten wie ein Erwachsener behandelt. Das ist just das Alter, in dem Mädchen entwicklungspsychologisch am verletzlichsten sind. Deshalb sollte das Mindestalter auf 16 angehoben und auch kontrolliert werden, fordert Haidt.

Smartphonefreie Schulen

Jonathan Haidt plädiert für handyfreie Schulen. Und er meint damit nicht nur das Verbot, Geräte im Klassenzimmer zu benutzen, sondern dass sie während der gesamten Zeit, da sich die Schüler auf dem Gelände befinden, abgegeben werden müssen.

Nicht nur wären die Schüler so weniger abgelenkt - denn die bloße Anwesenheit eines Handys in der Tasche lenkt die Schüler ab. Sie wären auch eher wieder motiviert, miteinander zu interagieren und so wertvolle Erfahrungen zu sammeln.

Die Techfirmen in die Verantwortung nehmen

Techkonzerne tragen eine moralische und gesetzliche Verantwortung im Umgang mit minderjährigen Kindern. So sollten etwa Design-Standards für Technologiekonzerne festgelegt werden, die den Schutz von Kindern im Fokus haben, fordert Haidt. Als Beispiel wären Voreinstellungen zum maximalen Datenschutz zu nennen. Sinnvoll wäre es auch, eine konsequente Altersverifizierung einzufordern.

Jonathan Haidt *Generation Angst. Wie wir unsere Kinder an die virtuelle Welt verlieren und ihre psychische Gesundheit aufs Spiel setzen*

Jonathan Haidt gehört zu den meistzitierten Professoren für Psychologie und Soziologie. Er ist zudem Professor für Ethical Leadership an der New York University Stern School of Business.

«Handys verändern die Gehirne der Kinder»

NZZ, 8. April 2024, Medien, Rolf Dobelli

Sozialwissenschaftler Jonathan Haidt mahnt im Gespräch mit Rolf Dobelli, dass die Generation Z Demokratien ins Wanken bringen könnte

Jonathan Haidt, was zur Hölle ist mit der Generation Z passiert?

Von den Anfängen der Menschheit bis Anfang 2010 haben Kinder wie alle anderen Säugetiere gespielt. Das schaltet ihr Gehirn ein. Plötzlich, um das Jahr 2012 herum, stürzte die geistige Gesundheit junger Menschen eine Klippe hinunter. Insbesondere bei den Mädchen, aber auch bei den Jungen.

Woran zeigt sich das?

Angstzustände, Depressionen, Selbstverletzungen, Selbstmord – all diese Kurven schiessen nach oben. Im Jahr 2010 gab es dafür noch keine Anzeichen. Also ist um 2012 herum etwas passiert. Die einzige plausible Erklärung ist die weitverbreitete Nutzung von Smartphones in Kombination mit sozialen Netzwerken unter Kindern ab den frühen 2010er Jahren. Ich glaube, das ist die Ursache für diese globale Krise der psychischen Gesundheit: Die vollständige Umstellung von einer spielerischen Kindheit, die wir seit Millionen von Jahren hatten, auf eine telefonbasierte Kindheit.



«Um das Jahr 2012 stürzte die geistige Gesundheit junger Menschen eine Klippe hinunter», sagt Jonathan Haidt. Bild Wikipedia



Welche konkreten Veränderungen brachte diese Umstellung?

Durch Smartphones und soziale Netzwerke sehen Kinder ihre Freunde nicht mehr so oft im wirklichen Leben. Sie schlafen nicht mehr so viel. Sie haben weniger Erfahrungen mit der Natur und sitzen den ganzen Tag nur vor ihrem Bildschirm. So verpassen sie das breite Spektrum der Erfahrungen, die für eine gesunde Entwicklung notwendig sind. Ihr Gehirn wird auf ein Leben am Bildschirm eingestellt. Das macht sie kaputt.

War Covid nicht schlechter für Kinder und Jugendliche?

2010 hatten die Teenager Klapphandys, um mit einer Person zu sprechen und sich trotzdem mit ihr zu treffen. Im Jahr 2015 hat fast jeder ein Smartphone, und die meisten Mädchen sind auf Instagram. Das ist genau der Zeitpunkt, an dem sich das gesamte soziale Leben der Teenager verändert hat. Die Generation Z begann in den frühen 2010er Jahren, sich sozial zu distanzieren. Im Jahr 2019 haben sie sich dann fast vollständig distanziert. Bei Covid hat sich die Zeit mit Freunden nicht sonderlich verringert, das war schon vorher der Fall.

Warum ist es so schwer, auf die sozialen Netzwerke zu verzichten?

Was an den sozialen Netzwerken so transformativ ist, ist der Effekt auf Gruppenebene. Alle sagen das Gleiche: «Ich kann nicht aufhören, soziale Netzwerke zu nutzen, weil alle anderen es auch tun.» Es ist ein Problem des kollektiven Handelns. Eine kollektive Lösung, die ich vorschlage, sind handyfreie Schulen.

Haben Sie einen Rat für jemanden, der mit 18-, 19-, 20-Jährigen zu tun hat?

Sie erhalten Hunderte von Benachrichtigungen pro Tag, viele von ihnen haben nie zehn Minuten ohne Unterbrechung. Bitten Sie sie, fast alle Benachrichtigungen auf ihren Smartphones abzuschalten.

Was schlagen Sie in Bezug auf Altersgrenzen vor?

Erstens: Kein Smartphone bis zum Alter von 14 Jahren. Zweitens: Keine sozialen Netzwerke bis zum Alter von 16 Jahren.

Gibt es Lehren, die aus anderen Kommunikationsrevolutionen wie dem Buchdruck, dem Radio oder dem Fernsehen gezogen werden können?

Alle konzentrieren sich immer auf den Inhalt. Im Fernsehen gibt es Gewalt und Sex, also sollten wir die Menge an Gewalt und Sex reduzieren. Aber der Inhalt ist nicht annähernd so wichtig wie die Tatsache, dass es im Leben mit der Einführung des Fernsehens plötzlich darum ging, stillzusitzen und unterhalten zu werden. Alles wurde zur Unterhaltung, auch unsere Politik. Das Medium, nicht der Inhalt, ist das Problem: Das Smartphone lässt die Kinder all ihre Erfahrungen auf einem winzigen Bildschirm machen.

Wie sieht es mit sehr kleinen Kindern aus? Können sie unser Smartphone von Zeit zu Zeit haben?

Die Kinder lieben es natürlich, und es verschafft den Eltern Ruhe. Als unsere Kinder vor Jahren an unseren Handys hängen wollten, dachten meine Frau und ich: Vielleicht ist das der Weg der Zukunft. Wir hatten keine Ahnung, was wir da taten. Heute zeigen die Korrelationsstudien ganz klar, dass Kinder, die mehr Zeit am Bildschirm verbringen, schon im Alter von ein, zwei oder drei Jahren schlechtere Leistungen erbringen, weil sie keine soziale Interaktion haben. Aber es gibt keine Experimente mit kleinen Kindern, Gott sei Dank.

Warum ist es so wichtig, dass Kinder draussen spielen und sich Gefahren aussetzen?

So lernen sie, wie die Welt funktioniert. Zwei Elemente sind entscheidend: dass es keine Überwachung durch Erwachsene geben darf, denn die Erwachsenen würden beim kleinsten Anzeichen von Ärger oder Konflikten eingreifen, und das ist nicht gut für die Entwicklung des Kindes. Und: Kinder müssen Dinge erobern, Risiken eingehen. Ich bin sicher, Sie können sich an Dinge erinnern, die Sie als Kind getan haben, die riskant waren. Das sind die aufregendsten Dinge, die wir je getan haben. Es sind die tatsächlichen Gefühle von Angst und Nervenkitzel, die den Angstpegel im Gehirn zurücksetzen und Ihnen sagen: Weisst du was? Ich kann das schaffen! Heute geben wir unseren Kindern nur noch selten die Chance, solche Momente zu erleben.

***Kinder, die mit Smartphones aufwachsen – werden sie sich jemals konzentrieren können?***

In ihren frühen Teenagerjahren müssen Kinder die exekutive Funktion entwickeln, also die Fähigkeit, sich auf eine Aufgabe zu konzentrieren. Sie basiert auf neuronalen Schaltkreisen im präfrontalen Kortex, die sich während der Pubertät entwickeln. Aber 45 Prozent der amerikanischen Teenager geben an, dass sie «fast ständig» online seien. Das heisst, wenn man sich mit ihnen unterhält, denken sie gerade über einen Beitrag nach, den sie verfasst haben, und schauen innerhalb von drei Minuten auf ihr Handy. Manche junge Menschen sind nie ganz bei ihren Gesprächspartnern. Dies ist meiner Meinung nach die grösste Bedrohung für die Gesundheit der Kinder in den westlichen Ländern. Covid war nichts im Vergleich zu dem, was wir unseren Kindern mit sozialen Netzwerken und Smartphones antun.

Sind die sozialen Netzwerke nicht erst der Anfang?

Ich denke, dass KI die gegenwärtigen Trends noch viel schlimmer machen wird. Videospiele etwa werden unglaublich immersiv sein. Und der Einsatz von KI mit dem Ziel, den perfekten Sexualpartner zu finden, ist bereits im Gange. Die Menschen verlieben sich bereits in ihre KI-Freundinnen und -Freunde. Sie werden irgendwann viel verführerischer und unterhaltsamer sein als ein echter Mensch. Viele junge Menschen – vor allem Buben – werden nie lernen, wie man mit echten Menschen umgeht.

Aber wenn wir unseren Kindern die Smartphones vorenthalten, werden sie nicht auf die Arbeitswelt vorbereitet sein.

Die Kinder können diese Dinge innerhalb von ein paar Wochen lernen. Wenn Sie also Ihr Kind bis zum 18. Lebensjahr von allen sozialen Netzwerken fernhalten und es dann einen Job in einem Unternehmen bekommt, in dem es soziale Netzwerke nutzen muss, wird es das in ein paar Wochen lernen, und es wird ein voll funktionsfähiges Gehirn mit guten exekutiven Funktionen haben, so dass es sogar besser in dem Job sein wird.

Ist das Anschauen von Videos schlecht?

Nehmen wir Netflix. Ich frage meine Studenten: «Wie viele von Ihnen schauen Netflix?» Alle von ihnen. «Wie viele von Ihnen wünschen sich, Netflix wäre nie erfunden worden?» Niemand. Sicher, Netflix frisst Zeit, aber die Qualität ist meistens gut, und die Leute bereuen es nicht. Wenn ich meine Schüler frage: «Wie viele von Ihnen schauen Tiktok?» Alle. Allerdings wünschen sich fast alle, dass es nie erfunden worden wäre. Es sind also die kurzen Videos, die giftig sind: Tiktok, Instagram Reels, Youtube Shorts. Das sind die zerstörerischsten Videos, weil der Inhalt oft bizarr und entwürdigend ist. Es ist wirklich ekelhaftes Zeug, in das die Kinder eingetaucht werden. Es ist verrückt, dass wir Kinder in die sozialen Netzwerke lassen – wir lassen 12-, 13-, 14-Jährige ja auch nicht in Bordelle oder Kasinos.

Wie sieht es mit Videospielen aus?

Es gibt ein paar kleine Vorteile von Videospielen. Jungen, die Videospiele spielen, sind bei bestimmten Aufgaben etwas besser, und die Spiele machen extrem viel Spass. Aber die Risiken eines starken Konsums überwiegen. 5 bis 10 Prozent der Jungen werden süchtig, 2 bis 5 Prozent sogar schwer süchtig. Die starke Stimulation der Dopamin-Neuronen führt dazu, dass das Gehirn eine Toleranz entwickelt. Wenn diese hochgradig süchtigen Jungen jeden Tag fünf Stunden spielen, verändert diese Stimulation wahrscheinlich die Entwicklung ihres Gehirns während der Pubertät. Ich würde also sagen, wenn Sie Ihr Kind am Wochenende ein, zwei Stunden pro Tag spielen lassen wollen, schadet das nicht. Aber wenn Ihre Kinder während der Pubertät anfangen, drei Stunden am Tag und sieben Tage die Woche zu spielen, könnte es durchaus zu dauerhaften Veränderungen im Gehirn kommen.

Können die Jungen die Schäden an ihren Gehirnen vollständig rückgängig machen?

Meine Hypothese ist, dass jahrelanger starker Konsum während der Pubertät zu dauerhaften Veränderungen im Gehirn führt, was bedeutet, dass die Person zu mehr Negativität und Angst veranlagt ist. Das Gehirn ist jedoch bis zum Alter von 25 Jahren und sogar darüber hinaus noch plastisch.



Meine College-Studenten an der NYU sind 19 Jahre alt. Sie sind mit den sozialen Netzwerken aufgewachsen. Viele haben Angstzustände. Die meisten haben Aufmerksamkeitsprobleme. Aber sie können Techniken lernen, um sich weniger ablenken zu lassen und die Kontrolle über ihre Aufmerksamkeit wiederzuerlangen.

Könnten die Algorithmen der sozialen Netzwerke so verändert werden, dass die Menschen ruhiger und glücklicher werden, statt ängstlicher und depressiver?

Das ist unmöglich. Denn das Problem ist nicht in erster Linie der Inhalt, sondern das Medium. Solange Kinder viele Stunden am Tag mit ihrem Handy verbringen, werden sie nichts Sinnvolles tun; nicht mit Freunden reden oder in der Natur spazieren gehen. Wenn man ihnen etwas bessere Inhalte bietet, werden sie vielleicht etwas weniger ängstlich, aber es gibt keine Möglichkeit, sie gesund und stark zu machen.

Wozu führt es, wenn wir Eltern und die Gesellschaft keine Änderungen vornehmen?

Nehmen Sie die Vereinigten Staaten: Das amerikanische Experiment ist ein Experiment der Selbstverwaltung. Aber wir haben nicht mehr die Tugenden und Fähigkeiten, die unsere Gründerväter zur Aufrechterhaltung einer demokratischen Republik für notwendig befanden. Wir haben es vermasselt. Wir geben dieses Land an eine Generation weiter, der wir nie erlaubt haben, die Fähigkeit zur Selbstverwaltung zu erlernen. Nun haben wir eine Demokratie, die auf eine Klippe zusteuert. Ausserdem ist die Generation Z meiner Meinung nach weniger kreativ, weil sie keine Zeit zum Nachdenken hat. Viele von ihnen haben nie zehn Minuten Zeit, um ohne Unterbrechung zu träumen. Sie müssen jeden Tag so viele Inhalte konsumieren, dass ihnen keine Zeit bleibt, kreativ zu sein.

Welche Folgen könnte das haben?

Ich denke, die wirtschaftlichen Folgen werden schwerwiegend sein. Vor allem Jungen brechen die Schule ab. Stellen Sie sich eine Zukunft vor, in der sich junge Männer weitgehend aus der Gesellschaft zurückziehen. Sie beschäftigen sich lieber mit Videospielen und haben KI-Roboter-Freundinnen, mit denen sie sich verabreden und die sie heiraten. Die Mädchen gehen trotzdem aufs College und bekommen die Jobs in den Unternehmen. Aber weil sie so viel Angst haben, sind sie vielleicht weniger risikofreudig und unternehmerisch kreativ.

Haben autoritäre Regime das Problem besser im Griff?

Dies ist ein weiterer Grund für meine Besorgnis: Die heutige digitale Technologie macht es für Demokratien schwieriger, erfolgreich zu sein, und sie macht es autoritären Ländern wie China leichter. Meine Befürchtung ist, dass es den Demokratien auf lange Sicht schwerfallen könnte, sich für das digitale Zeitalter zu rüsten, während autoritäre Länder bereits davon profitieren.

Rolf Dobelli ist Gründer von «World.Minds», einer Community von weltweit führenden Köpfen.

Hier präsentiert er Verhaltensweisen, die garantiert zu einem schlechten Leben führen – eine Art Enzyklopädie der Idiotie. – Das Gespräch mit **Jonathan Haidt** fand während eines World.Minds-Zoom-Treffens statt, an dem auch Felix Graf, CEO der NZZ, teilgenommen hat.



Veranstaltungshinweis

Mädchen und Knaben – von Natur aus anders? Was sagt die Entwicklungspädiatrie und Genderforschung dazu?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 12. Juni 2024

Referenten

Prof. Dr. med. Oskar Jenni
(Entwicklungspädiatrie, Universitäts-Kinderspital Zürich)
Anika Butters, lic. phil.
(Marie-Meierhofer-Institut Zürich)

Ort und Datum

Mittwoch, 12. Juni 2024, 18.30 – 20.30
OST – Ostschweizer Fachhochschule
Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)
9000 St. Gallen

Grosser Plenarsaal, Parterre

[Mehr...](#)

